

Robert McRuer
Fachbereich Englisch
George Washington Universität
Washington, DC 20052

Queer Meets Disability

Aus dem Englischen von Timo Kohorst

Vortrag im Rahmen des Workshops „Queer Meets Disability“ am 4. Januar 2010 an der Universität Hamburg

1. Einleitende Bemerkungen

Mein heutiger Vortrag gliedert sich in drei Teile. Als kurze Einführung werde ich einige Minuten über meine persönliche Reise zu den Disability Studies sprechen. Dann komme ich zu dem Teil des Vortrags, in dem ich die Frage „Was ist Crip Theory?“ eingänglicher (aber wiederum sehr kurz) zu beantworten versuche. Ich fahre fort mit dem längsten Abschnitt, in dem ich mich auf mein Buch *Crip Theory* und Tobin Siebers' *Disability Theory* berufe, um so einige wichtige Konflikte, Unterschiede bzw. Debatten der heutigen Disability Studies zu besprechen – jene, von denen ich glaube, dass es im Kern darum geht, wie Disability- und Queer-Theorien zusammen kommen können.

In den späten 1990er Jahren war ich in einem Lesezirkel, der seine Aufmerksamkeit auf „den Körper“ richtete und verschiedene Fachbereiche aus ganz Washington, DC, zusammenbrachte. Als ich die Lektüre vorschlagen durfte, brachte ich eine AIDS-Kulturtheorie ein, und das erste, was Rosemarie Garland-Thomson (ein damaliges Mitglied des Zirkels) sagte, war: „Weißt du was? Das ist voll und ganz Disability Studies.“

Garland-Thomson bezog sich in ihrem Kommentar auf einige Aspekte der AIDS-Kulturtheorie (und ich werde im dritten Teil des heutigen Vortrags noch genauer auf AIDS-Aktivist_innen eingehen), nämlich 1) wie Aktivist_innen und Wissenschaftler_innen ihre Theorien bildeten und sich gegen eine Stigmatisierung wehrten; 2) wie sie institutionelle bzw. institutionalisierte Unterdrückung kritisierten (beispielsweise die Verleugnung der Krise durch US-amerikanische bzw. medizinische/wissenschaftliche Institutionen, den Reibach der

weltweiten Pharmaindustrie, die eingangs recht negative Darstellung in den vorherrschenden Medien); und schließlich 3) wie Aktivist_innen und Wissenschaftler_innen Alternativen zum vorherrschenden, eigentümlichen Verständnis des HIV-positiv-seins erdachten: Die Phrasen von „AIDS-Opfern“, „AIDS-Kranken“ etc. beispielsweise wurden zugunsten von „Menschen mit AIDS“ und „Menschen, die mit AIDS leben“ überdacht.

Garland-Thomson rief mich einige Monate später an und bat mich, ein Essay über die Schnittflächen von Queer Theory und Disability Studies zu schreiben. Dieses Essay zeigte eine sehr kritische Lesart von *Queerness* und Disability im Mainstream-US-Film *As Good As It Gets* (dt. Titel: „Besser geht's nicht“). Es hieß *Compulsory Able-Bodiedness and Queer/Disabled Existence* (Zwang zu nichtbehinderter Körperlichkeit und queere/behinderte Existenz) und stützte sich auf Adrienne Richs Idee der Zwangsheterosexualität. Die These ist, dass der kulturelle Zwang zu spezifisch heterosexuellem Verhalten mit dem Zwang zur Erfüllung von nichtbehinderter Körperlichkeit verwoben ist.

Schnell wurde mir klar, dass aus dem Essay ein Buch werden musste, und so wurde *Crip Theory* (mein persönliches Projekt des Folgejahrzehnts) geboren: Das Buch zeichnete die Geschichte der Heterosexualität einerseits und die des nichtbehinderten Körpers andererseits nach und hatte im Wesentlichen zwei Ziele: 1) zu betrachten, wie sich die Dominanz der nichtbehinderten Körperlichkeit/Heterosexualität in bestimmten institutionellen Einrichtungen (Medien, Rechtsorgane, religiöse Einrichtungen, Universitäten etc.) verfestigte und 2) zu sehen wie „Queers“ und „Krüppel“ (*crips*) an verschiedenen Orten auf diese Situationen antworteten.

Die Crip Theory war jedoch vielleicht ihrem Muttergebiet der Disability Studies etwas untreu, wie die nächsten beiden Teile meines Vortrags zeigen werden. Was nun im zweiten Teil folgt, ist eine Abgrenzung von dem, was wir in den Vereinigten Staaten das Einmaleins der Crip Theory nennen würden.

2. Was ist die Crip Theory?

Wenn eine Gruppe sich anschickt, die abschätzigen Begriffe zu revidieren oder aufzuarbeiten, die einst gebraucht wurden, um sie zu kontrollieren und in Schach zu halten, dann ist das immer eine chaotische, ungewisse Angelegenheit. Der Begriff „Crip“ (Krüppel) ist genau das – abschätzig. „Cripple“ (Krüppel) mag vielleicht mehr in Richtung Mitleid oder Sympathie gehen, wie Charles Dickens' Tiny Tim – der Vorzeigekrüppel (*cripple*) der

westlichen Literatur – nahelegt. Die ganze Spannungskurve in Dickens' *A Christmas Carol* bedient sich des Mitleids, das zuerst der Leser und dann Ebenezer Scrooge für das arme, verkrüppelte Kind empfinden, das früh sterben wird, wenn die Ärzte nicht eingreifen und sein Leben retten können. Die Konnotation des in *cripple* transportierten Mitleids ist jedoch gar nicht so weit entfernt von aktiver Missachtung – eine Missachtung übrigens, die behinderte Menschen selbst manchmal verinnerlicht haben: „Aber Mutter – Ich – bin verkrüppelt!“ beharrt Laura Wingfield in Tennessee Williams' Klassiker „Die Glasmenagerie“ von 1944 als ihre Mutter versucht, einen Ehemann oder Freund („gentleman caller“) für sie zu finden. Laura hat ganz offensichtlich die Abneigung verinnerlicht, die ein Nichtbehinderter einem Verkrüppelten (*crippled*) entgegenbringt und sieht sich daher vollkommen außerstande, heterosexuelle Romantik oder Intimitäten zu erleben.

„Crip“ (als Begriff der englischen Sprache) treibt das Mitleid bzw. die Abneigung noch etwas weiter. Als Missbrauchs begriff ist er hauptsächlich in hasserfüllteren und herabwürdigenderen Zusammenhängen gebraucht worden. Aber wie auch immer – die Reklamation, die Rückgewinnung und Umdeutung des Crips ist voll im Gange. Was auch passiert, selbstbekenkende Crips gibt es heutzutage eigentlich überall. Auf den Straßen, auf der Bühne, im Journalismus und im akademischen Umfeld finden sich Crips, die den Begriff zurückgewinnen und sich zu eigen machen wollen. Mittlerweile hat es viele Ansätze gegeben, eine Art Crip Theory zu schaffen, obwohl bislang unklar blieb, was das Unterfangen alles mit sich bringen würde (und das ist vielleicht auch gut so).

Wie zuvor die Queer Theory ist die Crip Theory feierlich *und* streitlustig, ja provokativ zugleich („Macht es zugänglich oder wir pinkeln alles voll“ heißt es auf einem Aufkleber bzw. Poster der [Behinderten-; A.d.Ü.] Bewegung). Das Selbstbekenntnis zum Crip entfaltet seinen einheitsstiftenden Charakter nicht auf Grundlage einer bereits existierenden Identität, die einfach neu bewertet wird. Sie will im Gegenteil dazu anregen, neue Möglichkeiten und Daseinsformen zu erdenken, die nicht von vornherein festgelegt werden können (und nun wird Ihnen hoffentlich klar, warum sie so viel mit [der Identifikation als, A.d.Ü.] Queer zu tun hat). Sich als Crip zu outen hat sich als ansteckend erwiesen: Da sie sich auf Daseinsformen und Denkweisen konzentriert, die noch erdacht werden müssen, ist die Crip Theory nicht auf Menschen mit Mobilitätsbeeinträchtigungen beschränkt. Sie wurde sogar von Menschen mit kognitiven Behinderungen, von gehörlosen und blinden Menschen sowie Anderen (sogar, wenn auch zögerlich, von einigen nichtbehinderten Theoretiker_innen mit tiefen emotionalen Verbindungen zu Behindertenkultur und -theorie) angenommen und erweitert.

„Crip“ ist jedoch nicht der einzige Kampfbegriff dieser Entwicklung: „Trottel“ (*gimp*), „Freak“, „verrückt“ (*crazy*), „irre“ (*mad*) und ein Haufen weiterer Wörter sind erneut vorgebracht worden. Während „Queer“ trotz seiner Verheißung als durchweg funktionaler und gewissermaßen übergeordneter Begriff fungiert hat, der die mannigfaltigen Gruppen außerhalb der Norm der Zwangsheterosexualität vereinte, so ist *crip* nie ein alles überragender Oberbegriff gewesen. Mit anderen Worten: *Crip* hat sich die Bühne immer mit einer Reihe anderer Identifikatoren teilen müssen. Die Crip Theory wehrt sich mitunter wohl so sehr gegen Starrheit und Festlegungen, dass ihre Begriffe viel eher als jene der Queer-Theoretiker_innen grundsätzlich austauschbar sind. Wenn „crip“ in einem bestimmten Kontext nicht passt, dann könnte „irre“ (*mad*), „Freak“ oder „durchgeknallt“ (*sicko*) der richtige Begriff sein. Cheryl Marie Wade, eine Dichterin und ehemalige Direktorin des *Wry Crips Disabled Womens' Theatre Project* besteht in einem Filmauftritt trotzig auf ihrer Selbstbetrachtung: „Ich bin der Trottel (*gimp*)! Ich bin der Krüppel (*cripple*)! Ich bin die verrückte (*crazy*) Dame!“

Obwohl die Crip Theory ganz ohne Frage von der Queer Theory unabhängig ist (viele prominente Queer-Theoretiker_innen sind sogar eher schlecht im Bilde über die Arbeit, die die Disability Studies geleistet haben, geschweige denn die Crip Theory), so scheint es doch so zu sein, dass das Selbstbekenntnis zum Crip gleichwohl am bereitwilligsten von Queers mit Behinderung angenommen wurde. Wenn immer noch viele Menschen mit Behinderung vor dem Begriff zurückschrecken, so war das wohl im queeren Umfeld oder bei queeren Denker_innen und Aktivist_innen nicht ganz so sehr der Fall.

Behinderte Queers haben vielleicht eine größere Verbundenheit zur Crip Theory als andere, weil ihre Konfrontationshaltung eher „aufzeigend“ als „emulativ“ ist, um die Begriffe des Queer-Theoretikers Roderick A. Ferguson zu benutzen. Eine aufzeigende Konfrontationshaltung zielt immer auf Sozialbeziehungen in all ihrer Widersprüchlichkeit, Komplexität und, am allerwichtigsten, Intersektionalität. Eine emulative Haltung bezieht sich im Gegensatz dazu – bewusst oder unbewusst – auf ein Modell repräsentativer Identität. Sie ist nach innen gerichtet. Mit anderen Worten: auf eine nachzubildende Identität. Die Crip Theory drängt im Gegensatz dazu permanent nach außen und lenkt die Aufmerksamkeit auf die Hierarchien, die das Soziale auf allen Ebenen strukturiert, sogar *innerhalb* der Behindertenbewegung, -kultur und -gemeinschaft.

Die Crip Theory ist noch im Wachsen begriffen, aber einige Eigenarten bzw. Prinzipien scheinen mit der gemeinsamen Hingabe der Queers zu Intersektionalität und Widerstand zu verschmelzen. Erstens: Obwohl die Crip Theory ganz klar stolze Disability-Identitäten

annimmt, so stößt sie gleichzeitig eine Politik von sich, die nur eine einzelne Identität zu fördern sucht. Denn eine Politik der einzelnen Identitäten¹ führt unweigerlich zu Hierarchien, und damit zu der Auffassung, dass manche Identitäten einfach repräsentativer sind als andere. Zweitens, und das hängt damit zusammen: Bei der Crip Theory geht es um Vielfalt, Heterogenität und Widerspruch. Um es mit Luce Irigaray zu sagen: Die Crip Theory versucht, sich eine Behinderung vorzustellen, die nicht einheitlich ist, die nicht auf das Eine, das Gleiche, das Herausstechende reduziert werden kann. Drittens: Bei der Crip Theory geht es darum, Koalitionen über Unterschiede hinweg zu bilden. Entsprechend ist die Crip Theory in die bekanntesten Vereinigungen, die sich weltweit im letzten Jahrzehnt gebildet haben tief eingebunden.

Viertens erweitert die Crip Theory die Idee des Zugangs – Zugang zu Freiheit, Demokratie, kulturellen Strömungen – die momentan die Anti-Globalisierungsbewegung belebt, aber sie vertieft die Idee des Zugangs außerdem: Sie besteht darauf, dass er, der Zugang, immer sowohl örtlich und wortgetreu, als auch global, expansiv und erfinderisch sein muss. Und schließlich fünftens: Die Crip Theory geht weiter als Rollstuhlrampen und Gefälligkeiten oder Integration in die Gesellschaft wie sie derzeit ist. Sie will fortlaufend erörtern, wie Kulturen und soziale Beziehungen Form annehmen und wie man diese Form verändern könnte.

3. Aktuelle Debatten in und über Queer/Disability Studies

Ich werde mich nun auf diese Gedanken beziehen, wenn ich zum letzten und längsten Teil meines Vortrags komme, in dem ich versuche, eine sehr wichtige Spannungslinie in den Disability Studies herauszuarbeiten. Mit anderen Worten: Zwei ganz unterschiedliche Ansätze, heutzutage Disability Studies zu betreiben (und diese unterschiedlichen Ansätze sind sehr eng verbunden mit der Queer Theory und der Frage, wie bzw. ob ebendiese im Feld Stellung bezieht). Ich nenne diesen letzten Abschnitt „Die Lust des behinderten Textes“.

Die Lust des behinderten Textes

¹ A.d.Ü.: Zu verstehen als politische Grundausrichtung. Im Deutschen werden die englischen Begriffe „politics“ (Ausrichtung), „policy“ (konkretes Vorhaben) und „polity“ (Institutionsstruktur) allesamt mit „Politik“ übersetzt, weshalb es gelegentlich nötig ist, ungelenke Umschreibungen wie die obige zu verwenden. Wenn im Verlauf des Vortrags von „Identitätspolitik(en)“ die Rede ist, so nur, um diese zu umgehen. Gemeint ist weiterhin die Ausrichtung, kein konkretes Vorhaben.

Es waren einmal zwei Theorien...

Es ist eine allgemein anerkannte Tatsache, dass jede Bewegung, die die Welt verändern will, sich eine gute Theorie suchen muss. Wie Sie vielleicht bemerkt haben, wenn Sie auf solche Sachen achten sollten, hat die Disability-Bewegung kürzlich ein paar Bücher mit dem Wort „Theorie“ im Titel hervorgebracht. Im Jahre 2006 erschien mein *Crip Theory: Cultural Signs of Queerness and Disability* bei NYU Press als Teil der “Cultural Front”-Reihe, und zwei Jahre später, im Jahre 2008, wurde Tobin Siebers’ *Disability Theory* (majestätisch ohne Untertitel) bei der University of Michigan Press als Teil der Disability-Studies-Reihe „Corporealities: Discourses of Disability“ veröffentlicht.

Der Höflichkeit halber beginne ich mit der *Disability Theory*, die einige provokative Argumente bezüglich Disability Studies vorbringt und diese im Verlauf der zehn Kapitel immer wieder herausstellt. Ich betrachte heute drei der Hauptargumente, bevor ich dann überlege, was Queer/Disability bzw. Crip Theories anders machen könnten. Zunächst einmal ist das Buch (stark) angelegt als das, was Siebers im Titel eines Kapitels „Disability Studies und die Zukunft der Identitätspolitik“ (70) nennt. „Identitäten“, wie Siebers sie versteht und theoretisiert „tragen die Effekte einer Ideologie auf das Individuum aktiv nach außen und schaffen eine rationale Grundlage für Anstrengungen zur politischen Emanzipation“ (84). Mit dieser Auffassung verortet Siebers die Disability Studies und auch sich selbst implizit im Kern der Forschungsgruppe „Zukunft der Minderheitenforschung“ (ZMF) in den USA. ZMF-Forscher arbeiten in zahlreichen Feldern im ganzen Land und haben Symposien und Workshops, in denen Identität neu bemessen wurde abgehalten, und außerdem Bände wie *Reclaiming Identity* und *Identity Politics Reconsidered* veröffentlicht. Das Argument der Identitätspolitik für Disability Studies und für ZMF nennt sich „postpositivistischer Realismus“ und wird im Rahmen dessen, was Siebers „den Angriff auf die Identität durch Sozialkonstruktionist_innen“ nennt vorgebracht (mit diesen beiden Bezeichnungen hat Siebers also zwei ganz unterschiedliche Arten, Disability Studies zu betreiben ausgemacht). Theorien des Sozialkonstruktivismus sind also offensichtlich eher unbedarft „entworfen worden, um zu befreien“, um uns also Kraft der Einbildung von den Identitäten frei zu machen, die uns angeblich einschränken (74). Zusammenfassend kann man also sagen, dass die erste wichtige Argumentationslinie in *Disability Theory* uns Identitätspolitik und postpositivistischen Realismus – im Gegensatz zu einer sozialkonstruktionistischen Theorie – bietet.

Zweitens strebt *Disability Theory* danach, Rechenschaft abzulegen für Schmerzen, oder, wie Siebers es an einer Stelle nennt, „Schmerzen über Schmerzen“ (59). Viele Disability-

Forscher sind, wie Siebers herausstellt, daran interessiert, gründlicher über Schmerz und über Sprachen, mit denen man ihn ausdrücken kann, nachzudenken. Aber nun kommen wieder diese aufdringlichen Sozialkonstrukteure ins Spiel: „Ein starker Sozialkonstruktions-Ansatz scheitert entweder daran, dass er die körperlich schwierig zu meisternden Lebensumwelten, denen sich Menschen mit Behinderungen ausgesetzt sehen, nicht ausreichend würdigt, oder er stellt ihren Körper auf eine Art und Weise dar, die gewöhnlich, konformistisch und für sie kaum wiederzuerkennen ist. Darunter sind die Angewohnheiten, Performativität gegenüber Körperlichkeit einen Vorrang einzuräumen, Lust gegenüber Schmerz zu bevorzugen und sozialen Fortschritt als geistige Errungenschaften, körperliche Anpassungsfähigkeit und aktive politische Teilhabe zu verstehen“ (57). Zu viel Normorientierung, zu viel Lust und zu viel Politik. Dieser letzte Punkt ist jedoch wirklich nur ein zeitweiliger: Das Problem ist nicht Politik oder politische Teilhabe an sich. Die sozialkonstruktionistische Theorie zeigt zu viel schlechte Politik, aber die Disability Theory korrigiert dies mit ganzer Kraft, indem sie gute Politik macht: „Der Sozialkonstruktivismus hält trotz seiner Voreingenommenheit bzgl. politischer Weltanschauungen lieber rigoros am psychologischen Modell eines autonomen Individuums fest, anstatt selbst eines zu entwickeln, das sich an eine politische Gemeinschaft richten könnte.“ (79) Postpositivistischer Realismus – bewaffnet mit Identitäten und dem Augenmerk auf den Schmerz – wird besser abschneiden, wenn es darum geht, die politische Gemeinschaft zu erreichen und zu verändern. Fasst man also den zweiten Argumentationsstrang zusammen, so widmet sich die Disability Theory dem Schmerz offenbar im gerade richtigen Maße; ganz im Gegenteil zu dem von einigen anderen behaupteten *unverhältnismäßigen* Augenmerk auf Performativität und Lust.

Mit diesen unverhältnismäßigen Anderen, das möchte ich zum Abschluss dieses Teils betonen, sind *explizit* durchweg die Poststrukturalisten (Siebers meint, sie schwelgten vergnügt und zudem irrational in Schlüpfirgigkeit der Signifikanten und der Inkohärenz des Themas) und implizit die Queer-Theoretiker_innen gemeint. Das sage ich u.a. deshalb, weil oft Judith Butler das erste Ziel ist – für Siebers im Speziellen und für die ZMF-Leute im Allgemeinen. Es ist indes aber auch schwer, Butler nicht als repräsentativ für jede(n) denkbare(n) poststrukturalistische(n) Queer-Theoretiker_in zu begreifen. Trotzdem werden die vielfältigen Queer-Bezüge, aus denen sich Butlers Theorien (und die anderer auch) speisen, nicht zur Kenntnis genommen; und das kann im Hinblick auf das liberale bzw. neoliberale Gerüst, auf dem das Buch aufbaut auch gar nicht geschehen (prinzipiell benötigen neoliberale Gefüge einzelne, geduldete Schwule, die von der Disability Theory für gewöhnlich insofern aufgenommen werden, als dass sie auf einer Liste marginalisierter Identitäten auftauchen). Für die Disability Theory wäre es eine Art Flirt mit der Homophobie,

die Queer Theory als Primärziel zu benennen. Und darüber ist sie vernünftigerweise längst hinweg. Das Wirken von Homophobie kann in der Disability Theory jedoch immer noch ausgemacht werden: In der Moderne hat der Vorwurf von „zu viel Lust“ unweigerlich geradezu angstausslösende Queer-Gebilde (*queer figures*) beschworen, die die Last dieses Exzesses und dieser Perversität tragen mussten. Die Disability Theory würde nie behaupten, dass Lust aus sich heraus etwas Schlechtes ist (wer würde das klaren Kopfes schon tun?); aber es gibt einige Leute (*diese Leute*), die es mit dem ganzen Lustgeplänkel etwas übertreiben.

Schließlich, und in aller Kürze, hier ein Einwand, den ich ohne tiefere Erörterung an dieser Stelle erwähnen möchte: Die Disability Theory legt Wert auf das, was sie als Materialität des Körpers (*materiality of the body*) versteht, im Gegensatz zu – ich wiederhole – einem Poststrukturalismus, der über den ganzen Text hinweg in Immaterialität, Phantasie und freier Entscheidung aufzugehen scheint („aufzugehen“ hier in dem Sinne, als dass Körper und Identitäten einfach in einem Maße angenommen werden, das wir selbst bestimmen). Um genau zu sein, zeigt dies ein fundamentales Missverständnis von Poststrukturalismus; Catherine Belsey schreibt ja keine undeutliche, nebulöse Abhandlung, sondern etwas so Grundlegendes wie *Poststructuralism: A Very Short Introduction*, wenn sie sagt: „Poststrukturalisten bekräftigen, dass Bewusstsein nicht der Ursprung der Sprache, die wir sprechen und der Bilder, die wir sehen, ist, sondern das Produkt der Dinge, die wir begreifen und wiedergeben“ (5).

Diese drei Hauptpunkte – Politik der Identitäten, Schmerz und Materialität (des Körpers) – sollten verdeutlichen, dass, unabhängig vom guten Willen auf beiden Seiten, *Disability Theory* und *Crip Theory* (die Bücher) sowie im weiteren Sinne Disability Theory und Crip Theory als dahinterstehende Entwürfe nicht klar auf einer Linie sind. Um noch ganz kurz auf mein eigenes Projekt, das Buch *Crip Theory* zu kommen: Es widerspricht der *Disability Theory* (dem Buch) in fast allen Punkten. Zum einen, und das ist der Punkt, der am weitesten reicht, ist die *Crip Theory* in der Tat sehr skeptisch, was Identitätspolitik angeht und stellt explizit (und sicher differenzierter als „Angriff auf die Identität“) heraus, dass wir gleichzeitig mit und gegen die Identitäten arbeiten müssen. *Disability Theory* sagt, dass Kritiker_innen nur aus zwei Gründen gegen Identitätspolitik sein können: Entweder glauben sie (auf der rechten Seite), dass Vertreter_innen der Identitätspolitik narzisstisch sind oder (linke Seite), dass sie sich in eine politische Opferrolle begeben. Ich würde sagen, dass die *Crip Theory*, und das wird die wenigsten Queer-Theoretiker_innen überraschen, keinen der beiden Vorwürfe erhebt und stattdessen aus zwei ganz anderen Gründen eine skeptische Haltung zur Identitätspolitik pflegt. Erstens: Selbst, wenn sie in absehbarer Zeit nicht an

Bedeutung verlieren sollte, so wäre es doch unwahrscheinlich, dass sie Ressourcen umverteilen und einen radikalen wirtschaftlichen und politischen Wandel herbeiführen würde. Zweitens: Auch, wenn sie manchmal unentbehrlich ist – sie schließt immer gewaltsam aus (und auf diese poststrukturalistische Auffassung werde ich im nächsten Teil meines Vortrages eingehen).

Zum anderen, noch ganz schnell, ist die *Crip Theory* in der Tat sehr am poststrukturalistischen Spielchen, an der Schlüpfrigkeit der Signifikanten, und, ja, an der Lust an jenem, was im Untertitel des Buches „kulturelle Zeichen von *queerness* und *disability*“ genannt wird. Und schließlich ist die *Crip Theory* nicht auf dieselbe Weise materialistisch wie die *Disability Theory*. Der Materialismus der *Crip Theory* (oder zumindest jener, auf den das Unterfangen abzielt) ist in mehrerlei Hinsicht anders, und darauf werde ich später noch ausführlicher zu sprechen kommen. Ich möchte in erster Linie, dass Sie etwas ganz Wichtiges erkennen, wenn wir mit dem nächsten Teil des Vortrags fortfahren. Wir sprechen hier über zwei ganz verschiedene Ansätze im Feld der Disability Studies: einen poststrukturalistischen (bzw. dem Poststrukturalismus nahestehenden) und einen postpositivistisch-realistischen.

Eine ganz kurze Einführung in den Crip-Poststrukturalismus

Im nächsten Teil dieses Vortrags werde ich die Poststrukturalismus- und Sozialkonstruktionstheorie besprechen, die die *Disability Theory* so problematisch findet. Ich mache das, indem ich mich zunächst auf einen einzelnen Theoretiker beziehe (das mag im ersten Moment verwirrend sein) und dann auf viele Theoretiker_innen (darunter Queer-/AIDS-Aktivist_innen). Ich möchte auf die Disability Theory antworten, dabei aber im Auge behalten, wie die Queer/Crip Theory mit der vorausgegangenen AIDS-Bewegung zusammenhängt. Ich beginne diesen Abschnitt mit Eve Kosofsky Sedgwick's später Summierung der Dekonstruktion in *Epistemology of the closet*, das ich immer noch unheimlich nützlich finde. Das mag nun etwas nebulös sein, daher glauben Sie mir bitte, dass die zweite Gruppe Theoretiker_innen (die AIDS-Aktivist_innen) verdeutlicht wird, worauf Sedgwick hinaus will. Sie schreibt:

... ein Hauptargumentationsstrang [in *Epistemology of the closet*] ist in einem ziemlich konkreten Sinne dekonstruktiv. Dessen analytischer Schritt besteht darin, zu zeigen, dass Kategorien, die kulturell als symmetrische, binäre Gegensätze dargestellt werden – heterosexuell/homosexuell [und so weiter] – in Wahrheit in einer viel unbeständigeren,

dynamischeren und impliziten Beziehung fortbestehen. Dementsprechend ist 1) Begriff B nicht symmetrisch zu A, sondern ihm untergeordnet, jedoch hängt 2) der ontologisch aufgewertete Begriff A in dem Sinne von B ab, als dass er seine Konnotation nur dann behaupten kann, wenn er B gleichermaßen ein- wie ausschließt. Daher ist 3) die Prioritätsfrage zwischen der vermeintlichen Kern- und der vermeintlichen Randkategorie jedes Pärchens zwingend instabil; und diese Instabilität rührt von der Tatsache, dass Begriff B sich gleichzeitig als intern wie extern zu Begriff A verhält. (9-10)

Ich würde Sedgewicks Zusammenfassung der dekonstruktiven Analyse lediglich hinzufügen, dass die ursprüngliche Wertaufladung des Begriffs A, wie Jacques Derrida glänzend dargelegt hat, natürlich logozentrisch ist: Das heißt, Begriff A ist (wie Gottes Wort) ganz selbstverständlich mit Präsenz, Wahrheit und Leben behaftet, während Begriff B als abwesend, abgeleitet, ungewiss und leblos begriffen wird.

Ich wende mich nun einigen Crip-Theoretiker_innen (besonders AIDS-Aktivist_innen) zu, um diese Punkte Sedgewicks (Queer-Aktivisten der *AIDS Coalition to Unleash Power*) zu wiederholen. Der konkrete Vorfall, von dem ich Ihnen heute erzählen möchte, fand am Tag nach *Thanksgiving* im Jahr 1988 statt – und zufällig ist der Tag nach dem amerikanischen Feiertag *Thanksgiving* der umsatzstärkste Tag des Einzelhandels im Kalenderjahr.

ACT UPs Aktion spielte sich an diesem Tag vor dem Trump Tower in New York ab. Der berühmte Trump Tower war (und ist) ein Gebäude mit 5-Sterne-Hotel, Millionen Dollar teuren Wohnungen und einem luxuriösen Einkaufszentrum. Ihrem Flyer zufolge war es ACT UPs Ziel, „Unterbringung für Obdachlose mit AIDS zu fordern“ (Crimp 123). Damit wollten sie auf vier miteinander verbindende Missstände hinweisen: Anträge einkommensschwacher und mit AIDS lebenden Menschen auf gemeinschaftsbasierte Unterbringung, wie z.B. der vom *AIDS Center of Queens County* (Queens hier, natürlich, als New Yorker Stadtteil, wie Manhattan) vorgebrachte, lagen monatelang in den Büros des damaligen Bürgermeisters Ed Koch herum; kein Bescheid, weder positiv noch negativ. 2) Tausende Wohnungen in der Stadt standen im Grunde leer (ein Leerstand, der Bauunternehmen und Stadt half, ihren Gewinn in New Yorker Sanierungsgebieten zu maximieren). 3) Tausende Menschen lebten wohnungslos mit HIV und AIDS auf der Straße und 4) (zu diesem letzten Punkt lese ich Ihnen einfach vor, was sie geschrieben und während der Aktion verteilt haben) „Donald Trump wurden Steuern in Höhe von \$ 6.208.773 erlassen, damit er den Trump Tower baute. Mit diesem Geld hätten 1.200 städtische Wohnungen instand gesetzt werden können. Stattdessen wird Trump noch reicher, während wohnungslose Menschen noch kranker werden.“ (Crimp 122). Schmerzen über Schmerzen, darum geht es.

Ich habe kaum Zweifel, um mich Siebers' Worten einmal zu ganz anderen Zwecken zu bedienen, dass – auch, wenn es der Poststrukturalismus nicht tut – Donald Trump nichtsdestotrotz „rigoros am psychologischen Modell eines autonomen Individuums festhält“ (wenngleich ich bezweifle, dass Trump eine solche Sprache häufig verwendet). Der dekonstruktive Analyseschritt, den die Crip-Theoretiker_innen von ACT UP getan haben, zeigt, wie unlogisch es ist, so ein Modell zu entwerfen. Es ist so verblüffend einfach, dass ich es ganz sicher in meinen Einführungsveranstaltungen zur *critical theory* verwenden werde. Nehmen wir an, dass „wohnend“ Sedgewicks Begriff A und „wohnungslos“ ihr Begriff B ist. Begriff B ist offensichtlich nicht symmetrisch zu A, sondern ihm untergeordnet. Und dennoch: Die Wohnenden *hängen in ihrer Existenz* von der Exklusion (oder Vertreibung, Verdrängung) der Wohnungslosen ab *und*, paradoxerweise, davon, dass sie sie eingliedern und unterordnen: Sechs Millionen Dollar hätten in Hospizeinrichtungen oder Wohnungen für Einkommensschwache fließen können, legen aber stattdessen den Grundstein zu Bau des Trump Towers. Die Wohnungslosen, oder – um Rosalyn Deutsches Begriff zu verwenden – die Vertriebenen (*the evicted*) scheinen also in der gerade beschriebenen Situation zweitrangig bzw. untergeordnet zu sein, während die wohnende Identität (und ich gebrauche das Wort ganz bewusst) in ihrer Existenz von der *vorausgehenden* Sozialkonstruktion (wieder ganz bewusst gebraucht) der Vertriebenen und Wohnungslosen. Daher ist, um Sedgewicks wieder ins Spiel zu bringen, „die Prioritätsfrage zwischen der vermeintlichen Kern- und der vermeintlichen Randkategorie (...) zwingend instabil; und diese Instabilität rührt von der Tatsache, dass Begriff B sich gleichzeitig als intern wie extern zu Begriff A verhält.“ Anders ausgedrückt scheint der Trump Tower auf natürliche und solide Weise für Aufstieg, Entwicklung, Präsenz, das Sein und Leben (oder: „das gute Leben“) zu stehen. Die Aktivist_innen begriffen die Situation vielmehr als unweigerlich instabil und zeigten, dass der Turm wortwörtlich abhängig ist von Vertreibung, Verdrängung, Abwesenheit, Nichtsein und Tod.

Dekonstruktion zeigt sich nicht gerade in einem „geheimen Sinn“. Mit anderen Worten: Die Tatsache, dass Trumps „wohnend“-Status gänzlich von dem, was er ausschließt, abhängig ist (die Vertriebenen, die Wohnungslosen) ist keine „versteckte Wahrheit“ Wohnungslose Menschen mit AIDS sind in dieser Hinsicht auf der Straße genau richtig, trotz größter Anstrengungen der Stadt, sie verschwinden zu lassen. Das Geld ging, wiederum ganz offen (es ist ziemlich leicht, den Dollar zurückzuverfolgen), an Trump und nicht an sie. Obwohl es keine versteckten oder geheimen Wahrheiten gibt, ist die Art und Weise wie Trumps im Luxus wohnende, nichtbehinderte Existenz von Wohnungslosigkeit und Behinderung abhängt etwas, das das System der Bauprojekte *nicht wissen kann*, wenn es effizient funktionieren soll. Die 1988er-Aktivisten versuchen konsequent, wie Derrida bei Platos

Pheadrus oder die westlichen Philosophie allgemein, die Logik des Systems zu verstehen, um zu zeigen, wie diese Logik sich selbst den Boden unter den Füßen wegzieht.

Ich habe ein zweites Beispiel, eine weitere Aktion von AIDS-Aktivist_innen, die ich heute im Hinblick auf die Zeit überspringe. Bei dem Beispiel (über das wir bei Bedarf im Diskussionsteil sprechen können) geht es um das, was Sozialkonstruktionist_innen „die Materialität der Signifikanten“ nennen – besonders, im Rahmen der betreffenden Ereignisse, um den Signifikanten „Frau mit AIDS“. In den frühen Tagen der Seuche wurden Frauen, die mit AIDS lebten (Paula Treichler hat das gut dokumentiert) in wissenschaftlichen und epidemiologischen Schriften sowie kulturellen Texten allgemein wiederholt als „nicht Frau“ oder „nicht normal“ materialisiert. Es waren spritzende Drogenkonsumentinnen; Sexualpartnerinnen von spritzenden Drogenkonsumenten; Prostituierte, Empfängerinnen von Bluttransfusionen; Personen, die mit Analsex zu tun hatten (und das eventuell leugneten, glaubt man sexistischen Journalisten); Personen, die an „anderen“, abgelegenen Orten, zu denen sie von Männern gebracht wurden, Sex hatten (entsprechend einem ungeheuerlichen Kolonialartikel); und so weiter und so fort (und manches davon waren offiziell kodifizierte bzw. genehmigte Informationen – das heißt, durch Statistiken, Schaubilder und Tortendiagramme). All diese Signifikanten (Sexualpartnerinnen spritzender Drogenkonsumenten; Empfängerinnen von Bluttransfusionen, etc.) zielten darauf, die sozialgeschlechtlichen (*gendered*) Dynamiken der Seuche unkenntlich zu machen und hatten materielle Auswirkungen. Frauen starben. Aber durch komplexe Prozesse sozialer Konstruktion gelang es immer wieder aufs Neue, diese Toten rhetorisch wegzudiskutieren bzw. sie unkenntlich zu machen: Keine Frauen, eigentlich; nicht normal, eigentlich. Das Beispiel, das ich heute überspringe, um gleich zu meiner Schlussfolgerung zu kommen, handelt von einer Aktion vor dem Sitz der Zeitschrift *Cosmo* in New York, wo die ACT-UP-Frauen die Identitäten der „Frauen mit AIDS“ für all jene *materialisierten*, die davon hörten – ein Wendepunkt, der wohl fortan das Verständnis der sozialgeschlechtlichen Dynamiken der Epidemie gewandelt hat.

Die Lust des behinderten Textes

Die Vorwürfe, die der postpositivistische Realismus und die Disability Theory dem Poststrukturalismus (und implizit der Queer und Crip Theory) macht, sind ungerechtfertigt, töricht oder einfach völlig falsch. Ich möchte abschließend jedoch augenzwinkernd festhalten, dass sie zurückgegeben werden können: Die Disability Theory (wie von Siebers und der ZMS dargestellt) steht für einen „Angriff auf die Identität“, sie bevorzugt Lust

gegenüber Schmerz und berücksichtigt die materiellen Umstände im Leben der Menschen nicht ausreichend. Und deshalb: Wenn es die Queer/Crip Theory nicht gäbe – man müsste sie erfinden. Natürlich sind diese Vorwürfe *äußerst* ironisch gemeint, denn Dekonstruktion geht nicht in bloßen logozentrischen Umkehrungen auf (als ob die „Lösung“ wäre, Begriff B und A zu vertauschen; Menschen mit AIDS Unterkunft zu beschaffen und Trump auf die Straße zu setzen, so herrlich dieses Bild auch sein mag). Sehen Sie es mir also etwas nach, wenn ich über Derrida und Roland Barthes nun zu dieser ironischen Umkehrung in meinem Resumee komme.

Erstens vollzieht die Disability Theory einen Angriff auf die Identität. Vielleicht kann die Identität in einigen Fällen ein Gegenmittel zum Schubladendenken (*remedy of sorts*) sein – die Idee der Frauen von ACT UP, die auf „Frauen, die mit HIV/AIDS leben“ bestehen kann sicherlich genauso verstanden werden. Aber es als die Lösung anzubieten, als das Heilmittel, wenn Sie so wollen, das hieße, die Funktionsweise von Identitäten misszuverstehen (das ist genau der Grund, weshalb die Crip Theory so sehr darauf besteht, gleichzeitig mit und gegen sie zu arbeiten). Ich würde in Anlehnung an Christopher Norris sogar sagen, dass ein solches Hochhalten der Identität als Lösung eines zeigt: „Die Notwendigkeit, die problematischen Effekte [der Identität], die eine solche Reduktion nichtsdestotrotz überstehen, zu ignorieren“ (38). In einer Erklärung zu Derridas Analyse des *Pharmakon* deutet Norris an, dass Übersetzer dem Begriff unweigerlich Gewalt antun, wenn sie versuchen, die Rolle des Signifikanten herunterzuspielen und ihn auf einen seiner beiden Pole zu beschränken. Das hieße: „Gift“ oder „Heilmittel“. Ich behaupte, dass der Identitätspolitik, so, wie die Disability Theory sie auslegt, ähnliche Gewalt angetan wird: „Identitätspolitik ist kein Fluch für den Einzelnen in einer Minderheit, sondern ein politischer Segen“ (95). In welcher Hinsicht ist diese Aussage denn keine gewaltsame Reduktion? Wenn Identitätspolitik uns in nur einer Hinsicht (sagen wir, in der Mainstream Gay-Politik) eine repräsentative Gestalt hinterlassen hat (sagen wir, einen nichtbehinderten, weißen Mittelklasse-Schwulen), dann ist das, zumindest in einer Hinsicht ein Fluch für Frauen und Transsexuelle, farbige Menschen, behinderte Queers und viele andere. Und tatsächlich hat uns die Identitätspolitik immer und immer wieder solch repräsentative Gestalten vermacht (muss ich hier nochmal auf das „universelle“ Zugänglichkeitssymbol für Behinderte verweisen?). Identität also als Segen, *aber nicht gleichzeitig als Fluch* zu übersetzen, ist ein Angriff auf die Funktionsweise von Identitäten in all ihrer nicht reduzierbaren Unentschiedenheit und Gefährlichkeit.

Zweitens hoffe ich, dass ich schon am Beispiel von ACT UP gezeigt habe, dass der Poststrukturalismus (und die Crip Theory als Teil dessen) sich gar nicht vom Schmerz

abwendet: Sogar, wenn die Worte uns hier trügen (und das *sollten* sie): Ich habe nicht die geringsten Zweifel, dass es qualvoll war, Mitte der 1980er Jahre in den Straßen von Manhattan an Pneumocystis-Pneumonie zu sterben (das war verbunden mit Fieber, Hyperventilation, Kurzatmigkeit, mit Angst, weil man nicht wusste, was man tun oder an wen man sich wenden sollte). Den umgekehrten Vorwurf muss ich noch einmal deutlich machen: dass die Disability Theory die Lust dem Schmerz vorzieht. Ich denke hier an Roland Barthes und sein berühmtes Nachsinnen über den Lust-Text und den Glückseligkeits-Text:

Lust-Text: Ein Text, der Euphorie enthält, sie ausfüllt und gewährt; ein Text, welcher der Kultur entspringt und sich nicht mit ihr überwirft, verbunden mit einem entspannten Lesestil.
Glückseligkeits-Text: Der Text, der Verlustzustände herausstellt, der Text, der einem zu schaffen macht (wahrscheinlich bis zu einem gewissen Grad an Langeweile), die historischen, kulturellen und psychologischen Annahmen des Lesers verrückt, die Beständigkeit seiner Vorlieben, Werte und Erinnerungen in Frage stellt und seine Beziehung zur Sprache auf die Probe stellt. (14)

Ich behaupte, dass die Identitätspolitik (und die Disability Theory als Teil davon) – egal, wie notwendig und alternativlos sie ist – mit einem entspannten Lesestil verbunden ist. Die Identitätspolitik wie wir sie kennen kommt aus der Kultur und überwirft sich nicht mit ihr. Sie enthält, gewährt und füllt Euphorie aus. Identitätspolitik zieht die Lust dem Schmerz vor. Sie vermeidet (im direkten Gegensatz zur Queer/Crip Theory) aktiv Verlustzustände, sprachliche Krisen sowie Körper und Subjektivitäten im Grenzbereich (und wenn es bei der Identität darum geht, eine Gemeinschaft zu errichten, wie die *Disability Theory* behauptet, dann wird es immer Körper und Subjektivitäten im Grenzbereich geben.; Gemeinschaften können ohne die Grenzen zwischen „ihnen“ und „uns“ nicht existieren).

Und schließlich zum Materialismus: Ich glaube wirklich, dass die Fragen, die in diesem Gebiet gestellt werden müssen, eher dehnbar und offen bleiben sollten (ich zügle ich hier also meine Ironie). Aus dem einen Blickwinkel scheint Disability Theory, wie Julie Passanante Elman festgestellt hat, Teil einer phänomenologischen Kehrtwende zu sein, die uns einen ganz neuen Zugang zum Sprechen, Denken und sogar Erfahren von Körpern geschaffen hat. Aus einer anderen Perspektive (und hier übertreibe ich im Sinne der Klarheit) scheint die Crip Theory Teil einer ganz anderen materiellen Wende der Disability Studies zu sein, die wirtschaftlichen Prozessen, Produktionsmechanismen und der Geschichte der Verkörperung (*embodiment*) mit Blick auf deren Überschneidungen mit, sagen wir, den weltweiten Machenschaften des neoliberalen Kapitalismus anhängt. Ich glaube sehr wohl, dass es in der *Disability Theory* eine wichtige Form des Materialismus gibt. Ich glaube aber

nicht, dass es der Materialismus ist, der ins Feld geführt wird, wenn wir über Politische Ökonomie und die materiellen Umstände im Leben der Menschen sprechen.

Vor dem Trump Tower und den Cosmo-Büros spielten sich 1988 wohl beide Formen materialistischer Theoriebildung ab, und ich schließe nun (fast) mit dem Bild der Aktivist*innen, die vor Ort in und durch ihre Handlungen *bereits* Theoriebildung betrieben. In meiner Schlussfolgerung behaupte ich etwas, das, in anderen Worten, meiner Einführung entgegensteht: Es ist *nicht* so, dass jede Bewegung, die die Welt verändern will, sich (einfach) eine gute Theorie suchen muss. Wie David Halperin in seiner Analyse Michel Foucaults gezeigt hat, resultiert eine solche Konstruktion in einer problematischen Unidirektionalität. Als ob eine vorgefertigte Theorie (sei es Poststrukturalismus oder jede andere) von oben „herunter gebracht“ werden könnte, um eine Bewegung zu entfachen und zu leiten – Theorien wie sie wurden *in* die Praxis *umgesetzt*. Halperin und viele andere Theoretiker*innen haben es gezeigt, und auch ich hoffe, dass die Disability und die Crip Theory weiterhin so gut es geht zeigen können: Theoriebildung ist – und sollte immer – multidirektional sein, und es sollten zahlreiche Theorien gebildet werden. Die Disability Theory, Queer-Bewegungen, Crip-Bewegungen und andere bringen exzessiv und fast lustvoll – oder vielleicht glücklich – immer wieder neue Theorien hervor.

Das nun Folgende widerspricht meinen genannten Absichten nicht (oder vielleicht nur teilweise) – und es folgt meine echte Schlussfolgerung: Ich habe in diesem Vortrag in der Tat *versucht*, zwei ganz verschiedene Theoriestränge im interdisziplinären Feld der Disability Studies voneinander abzugrenzen. Ich denke, wir alle müssen uns dieser schwierigen Arbeit annehmen, denn ich habe manchmal den Eindruck, die Disability Studies sind ins Stocken geraten durch zu viel Konsens, zu viel Harmonie, zu viel Anstand, zu viele im eigenen Sinne verwendete Zitate von Theoretikern, die eigentlich auf ganz andere (oder vielleicht, eher *à propos*, *nicht identische*) Punkte hinauswollen. Die Hochzeit von Disability Theory und Identitätspolitik stellt heute in der Tat einen speziellen Theorieansatz in diesem Feld dar, eine ganz spezifische Zukunftsperspektive sogar. Es gibt aber viele andere, und ich finde, wir sollten viel mehr über sie alle sprechen. Nennen Sie mich einen Perversling, aber ich lasse mich immer noch vom poststrukturalistischen Ansatz fesseln – von seiner Promiskuität, seiner aus der Queer/Crip-Ecke stammenden Betonung des Dissenses und des Unterschiedes, seiner Beachtung der Inkohärenz und Anstrengungen, und der Dekonstruktion allgemein anerkannter Wahrheiten.

Literatur

Alcoff, Linda Martín et al, eds. *Identity Politics Reconsidered*. New York: Palgrave, 2006.

Barthes, Roland. *The Pleasure of the Text*. Trans. Richard Miller. New York: Hill and Wang, 1975.

Belsey, Catherine. *Poststructuralism: A Very Short Introduction*. Oxford: Oxford UP, 2002.

Crimp, Douglas, with Adam Rolston. *AIDS DemoGraphics*. Seattle: Bay Press, 1990.

Derrida, Jacques. *Disseminations*. Trans. Barbara Johnson. Chicago: U of Chicago P, 1981.

Deutsche, Rosalyn. *Evictions: Art and Spatial Politics*. Cambridge: MIT Press, 1996.

Dickens, Charles. *A Christmas Carol*. 1843.

Ferguson, Roderick A. *Aberrations in Black: Toward a Queer of Color Critique*. Minneapolis: U of Minnesota P, 2004.

Halperin, David M. *Saint Foucault: Toward a Gay Hagiography*. New York: Oxford UP, 1995.

McRuer, Robert. "Compulsory Able-Bodiedness and Queer/Disabled Existence." *Disability Studies: Enabling the Humanities*. Ed. Sharon L. Snyder, Brenda Jo Brueggemann, and Rosemarie Garland-Thomson. New York: MLA, 2002. 88-99.

---. *Crip Theory: Cultural Signs of Queerness and Disability*. New York: NYU Press, 2006.

Moya, Paula M.L. and Michael R. Hames-García. *Reclaiming Identity: Realist Theory and the Predicament of Postmodernism*. Berkeley: U of California P, 2000.

Norris, Christopher. *Derrida*. Cambridge: Harvard UP, 1987.

Sedgwick, Eve Kosofsky. *Epistemology of the Closet*. Berkeley: U of California P, 1990.

Siebers, Tobin. *Disability Theory*. Ann Arbor: U of Michigan P, 2008.

Treichler, Paula A. *How to Have Theory in an Epidemic*. Durham: Duke UP, 1999.

Wade, Cheryl Marie. "Poems." *The Disability Studies Reader*. Ed. Lennard J. Davis. New York: Routledge, 1997. 408-409.

Williams, Tennessee. *The Glass Menagerie*. 1944.